

WALTER LESCH

Der Embryo als lebendige Metapher Zum Bildgehalt einer Anthropologie und Ethik der Menschenwürde

Zusammenfassung

Bilder vorgeburtlichen Lebens gehören zum Hintergrund normativer Vorstellungen vom angemessenen Umgang mit Embryonen und Feten. Deshalb ist die Interpretation dieser Bilder ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis der Voraussetzungen von Werthaltungen und ethischen Argumentationen. Der Beitrag fragt nach der Spannung zwischen Konzepten menschlicher Würde am Lebensbeginn und suggestiven Bildern, die einen Einfluss auf die Bestimmung des Status von Embryonen ausüben. Unser Interesse an der Sichtbarmachung von Strukturen und Prozessen beginnenden Lebens spiegelt sich auch in der metaphorischen Verwendung von ursprünglich deskriptiven Kategorien, mit denen Wirklichkeit nicht einfach nur neutral abgebildet oder klassifiziert, sondern auch in ihrem Prozesscharakter mit normativen Implikationen gezeigt wird. Im Anschluss an Paul Ricœurs Theorie der »lebendigen Metapher« steht die Ambivalenz visueller Aspekte einer Ethik des Lebens im Kontext christlicher Anthropologie zur Diskussion.

Abstract/Summary

Images of prenatal life are part of the background that determines our normative ideas of how to deal adequately with embryos and foetuses. For this reason the interpretation of such images is an important key to the understanding of value-based attitudes and ethical arguments. The paper explores the tension between concepts of human dignity and suggestive images having an impact on the definition of the status of the embryo. Our interest in making visible the structures and processes of the earliest stages of life corresponds to the metaphorical use of originally descriptive categories, which do not just represent and classify aspects of reality in a neutral way, but reveal their character as a process with normative implications. Inspired by Paul Ricœur's theory of the »vivid metaphor«, the ambiguity of the visual dimensions of an ethics of life is discussed within a framework of Christian anthropology.

Schlüsselwörter

Status des Embryos; Bilder vorgeburtlichen Lebens; Ethik; Anthropologie; Hermeneutik.

Keywords

status of the embryo; images of prenatal life; ethics; anthropology; hermeneutics.

Nicht erst in jüngster Zeit steht der menschliche Embryo im Mittelpunkt bioethischer Kontroversen.¹ Von der klassischen Frage nach der Erlaubtheit des Schwangerschaftsabbruchs bis hin zu neuesten Entwicklungen im Kontext der Forschung mit embryonalen Stammzellen hat es immer wieder lebhaft Debatten gegeben, deren Intensität Merkmale eines Kulturkampfes trägt. Während für die einen der Embryo Inbegriff der Schutzwürdigkeit und Unantastbarkeit menschlichen Lebens ist, betonen die anderen die Notwendigkeit von Güterabwägungen, wenn hochrangige Forschungs- und Heilungsinteressen zu vertreten sind. Es sieht so aus, als seien die Positionen nicht miteinander zu versöhnen. Somit scheint es sich um echte Überzeugungskonflikte zu handeln, nicht um bloße Interessengegensätze, die eventuell durch eine Kompromissformel auszugleichen wären.

1. Starke Bilder – schwache Begriffe

In der emotional aufgeladenen Atmosphäre um den Status des Embryos kommt der visuellen Kommunikation eine besondere Bedeutung zu. Seit es die spektakulären Photos von Menschen vor ihrer Geburt gibt, hat man sich der Bilder bedient, um die moralische Verwerflichkeit von Angriffen auf dieses verletzte Wesen zu demonstrieren. Das Kind in der Fruchtblase im Bauch der Mutter ist in seiner geheimnisvollen Beleuchtung fast so etwas wie die faszinierende Mikrokosmos-Entsprechung zum Astronautenblick auf den blauen Planeten Erde, dessen Schönheit erst aus der photographischen Außenperspektive ihre volle Kraft entfaltet.² Die Bilder des Fetus und des Embryos geben Anlass zu einer Kaskade von Assoziationen und Emotionen, deren Potential nur schwer zu regulieren ist. Es ist aber eine zentrale Aufgabe vernünftiger Kommunikation, sich von der Suggestion der Bilder nicht verführen zu lassen. Für die Ethik in der Medizin zählen allein Argumente, keine diffusen Gefühle und wirren Spekulationen. Doch trotz aller Vorbehalte angesichts einer von Bildern dominierten Auseinandersetzung wäre es töricht, sich nicht für den Bildgehalt unserer ethisch relevanten Vorstellungswelt zu interessieren. Unsere grundlegenden Intuitionen und Überzeugungen hinsichtlich dessen, was menschliches Leben ausmacht, basieren nicht auf reiner Begrifflichkeit, sondern sind von Bildern, Mythen und Symbolen beeinflusst, die zu den kulturellen Ressourcen gehören, aus denen wir unsere Plausibilitäten konstruieren. Damit ist keineswegs die Legitimierung eines anti-wissenschaftlichen Weltbildes gemeint, wohl aber die Bereitschaft zum selbstkritischen Blick auf die Geschichten und Diskurse, in die wir schon verstrickt sind, wenn wir zu argumentieren beginnen.

Die bildlichen Darstellungen des ungeborenen Lebens, so lautet meine These, haben Auswirkungen auf das normative Verständnis von Lebensbeginn und Menschenwürde und erfüllen deshalb mehr als eine nur illustrierende Funktion. Die Existenz dieser Bilder verdankt sich einer technischen Zugriffsmöglichkeit mit invasiven oder nicht-invasiven Verfahren, deren Anwendung immerhin nicht selbstverständlich ist. Mit den im Laufe der Jahrhunderte eingesetzten Techniken zur Erforschung des Körpers haben sich die Repräsentationen unserer Anatomie grundlegend verändert. Mit Röntgenuntersuchungen, Sonographien und Computertomographien wurden neue medizinische Welten erschlossen. Die Fortschritte in der Sonographie waren die Voraussetzung dafür, minimal invasive Verfahren am Bildschirm kontrollieren zu können und über feinste Kameraobjektive Einblicke ins Körperinnere zu bekommen, letztlich eben auch in die Gebärmutter. Während die

Ultraschallbilder inzwischen zum Standard einer jeden Schwangerschaftsbegleitung gehören, sind die durch Lennart Nilsson berühmt gewordenen Bilder³ bisher nur in außergewöhnlichen Fällen von wenigen Spezialisten herzustellen. Außerdem sind sie nicht immer wirklichkeitsgetreue Abbildungen einer Struktur, die wir mit bloßem Auge sehen könnten, wenn nicht die Bauchdecke den Blick versperrte, sondern als Bilder bereits technisch aufbereitete Kunstprodukte: mikroskopisch bearbeitet, retuschiert und koloriert.

Es wäre also eine Illusion, den Schlüssellochblick der Kamera für eine perfekte Repräsentation des Natürlichen zu halten. Es handelt sich nämlich – wie bei jeder Photographie – um inszenierte Wirklichkeit, die daher nicht als pures Faktum, sondern als im Kontext zu interpretierende Konfiguration wahrzunehmen ist. Aus ethischer Perspektive ist diese Problemkonstellation in mehrfacher Hinsicht interessant. Sie erlaubt eine Diskursanalyse an den Grenzen zwischen normativem Urteil und Wahrnehmungskompetenz, zwischen dem Natürlichen und dem Künstlichen, zwischen Biologie und Technik, zwischen rationaler Welterfassung und emotionalen Dimensionen. Für die Bioethik steht diese Verfeinerung der methodischen Grundlagen im Kontext eines Nachdenkens über Körperbilder, ohne deren Kenntnis die Normfindung anschaungslos bliebe.⁴

Bilder haben neben dem großen Vorteil der Veranschaulichung den Nachteil der Fixierung, die sich als Klischeebildung oder Besitzergreifung auswirken kann. Kulturgeschichtlich war deshalb der Bilderdiskurs immer auch von skeptischen Stimmen begleitet. Die jüdisch-christliche Tradition stellt in diesem Zusammenhang einen besonders interessanten Fall der systematischen Bezugnahme auf und Kritik an Bildern dar. Doch bevor wir uns dieser Hintergründe vergewissern, sei noch auf eine weitere Ambivalenz hingewiesen, die mit unserem Thema verbunden ist.

Der bis heute andauernde Verkaufserfolg von Nilssons Photos basiert in erster Linie auf der atemberaubenden Schönheit der farbigen Bilder, die werbewirksam als eine Feier des Lebens und eine Bekundung des Respekts vor den Vorgängen im Körper der Frau angepriesen werden. Wenn wir bei den Betrachtern an dieser glatten Oberfläche kratzen, kommt ein Abgrund zum Vorschein, der meines Erachtens auch den Kern des fieberhaften Interesses an neuen Reproduktionstechnologien ausmacht: die Angst vor dem behinderten Kind, dem kleinen Körper, der mit Missbildungen zur Welt kommt. Es genügt, neben Nilssons Bildband auch einige Fachbücher der Embryologie, Gynäkologie und Geburtshilfe zu Rate zu ziehen, um auf die Abbildungen dieser Fehlbildungen zu stoßen, die schon lange vor den visuellen Techniken unserer Tage die Aufmerksamkeit nicht nur beim Fachpublikum auf sich zogen. In konservierender Flüssigkeit schwimmende Feten aus Abtreibungen oder Fehlgeburten befinden sich in anatomischen Sammlungen, wurden aber auch schon vor Jahrhunderten auf Jahrmärkten als Horrorskulpturen und Beispiele für furchteinflößende Launen der Natur zur Schau gestellt: als so genannte Monstren.

Wenn wir also fragen, welche Bilder eigentlich unsere Vorstellungswelt prägen, so mischen sich in die Sehnsuchtsbilder vom perfekten Körper die Alpträume vom beschädigten Leben. Insofern sind Nilssons Bilder Ausdruck einer gewünschten Normalität, die bei werdenden Eltern Gegenstand eines bangen Hoffens ist. Was aber, wenn nach dem Sichtbarmachen des eigentlich noch Verborgenen eine schlechte Nachricht zu verarbeiten ist? Soviel steht fest: der technisch ermöglichte Blick in die Gebärmutter ist kein unbefangener Blick. Das Auge nimmt nicht einfach staunend zur Kenntnis, was sich schon vor der Geburt zeigt, sondern tastet vorsichtig und ängstlich nach Defekten, im schlimmsten Fall

nach einer Monstrosität, durch die das gerade begonnene Leben in grausame Nähe zum Tod tritt: zum natürlichen Tod, weil ein Überleben aus eigenen Kräften nicht möglich ist, oder zur gezielten Tötung, weil ein solches Leben und eine solche Gestalt unzumutbar zu sein scheinen. Es gehört zur Faszinationskraft des Embryos, dass Leben und Tod ganz nah beieinander sind, so dass wir uns prinzipiell darauf geeinigt haben, diese verletzte Gestalt menschlichen Lebens unter besonderen Schutz zu stellen. Eine Garantie für das Gelingen dieses Abenteuers gibt es allerdings nicht.⁵

Bevor wir uns weiter den Bildern aus Ultraschalluntersuchungen und Endoskopien widmen, soll nicht unerwähnt bleiben, dass auch unsere Sprache nicht ohne Bilder auskommt. Außerdem ist die Alltagssprachliche Verwendung der Termini für vorgeburtliches Leben nicht immer ganz konsequent. Eigentlich wäre zwischen Embryonen (bis zum Ende des zweiten Schwangerschaftsmonats) und Feten (vom dritten Monat bis zur Geburt) zu unterscheiden. Doch oft wird das Wort ›Embryo‹ auf die gesamte Entwicklung des Kindes in der Gebärmutter bezogen. Im metaphorischen Sinn bezeichnet das Embryonalstadium den Anfang einer längst noch nicht ausgereiften Entwicklung, deren Potential aber schon in den ersten Differenzierungsschritten grundgelegt ist. Die Definition des Unterschieds zwischen dem Status des Embryos und des Fetus ist willkürlich, da sich nicht exakt der Augenblick festlegen lässt, in dem von einem qualitativen Sprung die Rede sein könnte. Für unser Thema der visuellen Kommunikation ist von Interesse, dass die sprachlichen Bilder keimenden Lebens in Analogie zur Pflanzen- und Tierwelt verwendet werden (etymologisch sind wir auf die konkrete Anschauung des Keimens, Sprossens, Treibens bzw. des Zeugens und Gebärens verwiesen), dass aber das Körperschema der Menschengestalt erst gegen Ende der Embryonalphase erkennbar wird und folglich der frühe menschliche Embryo dem Embryo eines Tieres durchaus ähnlich sieht. Bei aller Kontinuität in der Entwicklung gibt es für die visuelle Erfassung mit dem laienhaften Blick also sehr wohl eine zunehmend stärkere Identifikation mit dem als Mensch identifizierbaren Lebewesen. In den frühesten Stadien könnten uns problemlos Embryonen von Mäusen oder Schweinen zu Illustrationszwecken präsentiert werden.

Die Notwendigkeit eines geschulten Blicks ergibt sich erst recht bei den Verfahren des Ultraschalls, die den meisten Eltern einen ersten visuellen Kontakt mit dem Kind erlauben, ohne jedoch Details zu erkennen – eine ideale Projektionsfläche für starke Gefühle positiver wie negativer Art.⁶ Das Eindringen in die Intimität des Körperinneren der Frau zur Sichtbarmachung des zu gebärenden Körpers ist in erster Linie ein Testverfahren zum Auskundschaften von Fehlern. Sind keine Auffälligkeiten zu verzeichnen, so kann Entwarnung gegeben werden. Falls Hinweise auf eine Schädigung vorliegen und sich der Verdacht erhärtet, so beginnt der ethische Entscheidungskonflikt erst in ganzer Härte.

Wenn wir die anthropologische Redeweise vom Menschenbild auch konkret auf die körperliche Gestalt beziehen und dieses Körperkonzept auf die Gestalt des vorgeburtlichen Menschen ausweiten, dann stellt sich unwillkürlich die Frage, welchen Konsequenzen aus dieser Wahrnehmung zu ziehen sind. Was hinsichtlich des bereits in allen Strukturen erfassbaren Körpers des Fetus evident zu sein scheint, ist in den frühesten Embryonalstadien ein echtes Wahrnehmungsproblem, das sich ja auch schon in alten Traditionen in der Frage ausgedrückt hat, ob sich ein Zeitpunkt angeben lässt, zu dem die Seele in den Körper kommt. In einem objektivistischen Sinn mag diese Frage absurd erscheinen. Denn embryologisch spricht alles für ein Entwicklungskontinuum, zwar mit signifikanten Einschnitten, aus deren Faktizität aber nicht auf Wertzuschreibungen geschlos-

sen werden kann. Aus genau diesem Grund ist ja in der katholisch-theologischen Ethik die mythologische Auffassung von einer Sukzessivanimation durch eine radikale Theorie der Würdezuschreibung von der Befruchtung der Eizelle an ersetzt. Diese in ihren ethischen Konsequenzen kompromisslose Haltung hat den Vorteil der größtmöglichen Kohärenz. Sie hat aber auch gravierende Folgen auf der Wahrnehmungsebene, weil die intuitiv so unterschiedlich deutbaren Bilder vom frühesten menschlichen Leben durch normative Vorgaben neu kodiert werden. Nicht mehr der ohnehin spontan unsere Sympathie auslösende Fetus, der sich im Bauch der Mutter bewegt, symbolisiert an erster Stelle das schützenswerte Leben, sondern der nur unter dem Mikroskop zu sehende Embryo, der erst aus wenigen Zellen besteht, avanciert zur Ikone des Lebens.

Der forschungspolitische Kontext des beschriebenen Paradigmenwechsels unter dem Druck der so genannten Biotechnologien und der Reproduktionsmedizin ist klar. Weniger klar ist die kulturelle Dynamik, die mit solchen Verschiebungen der Aufmerksamkeit einhergeht und die sich in der Sprache der Bilder und Begriffe manifestiert. Denn die Sichtbarmachung der zuvor Unsichtbaren liefert noch nicht das Argument für oder gegen irgendeine Praxis. Was manchen Forschern als »Zellhaufen« problemlos für Forschungszwecke zugänglich zu sein scheint, ist bei einer rigoros anderen Betrachtungsweise gerade ein Appell zu höchster Sorgfalt und Schutzverpflichtung. Vom Embryo sprechen heißt also immer auch von Kontexten und Bewertungskriterien sprechen, die sich nicht unmittelbar aus der bloßen biologischen Tatsache ergeben. In diesem Sinne schlage ich vor, den Embryo versuchsweise als eine Metapher zu betrachten, die als Transportmittel für Gehalte fungiert, die weit über die sichtbar zu machende Wirklichkeit hinausgehen. Freilich könnte man auch von einem Bild, einem Symbol, einer Allegorie sprechen. Die Bezugnahme auf die Metapher hat den Vorteil, den Aspekt des Transfers zu betonen, der auf der Ebene von Sprache und Bildern die Strukturen einer bewegten Wirklichkeit an den Tag fördert und unerwartete Perspektiven und Kombinationen eröffnet. Metaphorische Redeweise verflüssigt die erstarrten Begriffsdefinitionen und schützt vor der Fixierung auf bequeme Muster.

2. Leben als Gottes Bild

Im Kontext christlicher Anthropologie muss man nicht lange nach der visuellen Komponente des Diskurses suchen. Sie ist von Anfang an in einer ebenso folgenreichen wie geheimnisvollen und missverständlichen Kurzformel enthalten, die unter Bezugnahme auf den ersten Schöpfungsbericht der Genesis (1,26 f) von der Gottebenbildlichkeit des Menschen spricht. Eines von vielen Beispielen für die praktische Arbeit mit diesem Motiv ist die unter dem Titel »Leben als Gottes Bild« im Juni 2000 ökumenisch durchgeführte »Woche für das Leben«, die seit 1991 zu Themen des Lebensschutzes, der Schöpfungsverantwortung und des Umgangs mit Tod und Sterben veranstaltet wird.⁷ In ganz unterschiedlichen bioethischen Kontexten ist die Erwähnung der *Imago Dei* zum Inbegriff der Vorstellung von der Heiligkeit menschlichen Lebens (»sanctity of life«) geworden, womit die ethische Begründung des Tötungsverbotes aber nicht ausreichend geleistet ist.⁸

Zwischen der exegetischen Rekonstruktion des biblischen Befundes⁹ und der wirkungsgeschichtlichen Entfaltung der Gottebenbildlichkeit besteht ein merkwürdiges Missverhältnis. Denn was in der Bibel nur beiläufig erwähnt wird, ist in der theologischen Spe-

kulation zum Ausgangspunkt fundamentaler Aussagen über Gott und Mensch gemacht worden. Das geht bis zu einer umfassenden Deutung der Welt als Gleichnis Gottes im Sinne einer natürlichen Theologie, die zum Lesen im Buch der Natur einlädt und vom Staunen über die Geschöpfe auf den Schöpfer rückschließt.¹⁰ Obwohl die Grundüberzeugung von allen christlichen Konfessionen geteilt wird, sind Nuancen in der Ausgestaltung der Systematik unübersehbar. Während die katholische Linie geneigt ist, die Gottebenbildlichkeit des Menschen als eine ontologische Qualität zu betrachten, akzentuiert die ostkirchliche Tradition eine ästhetische und mystische Bildauffassung. Die reformatorische Anthropologie rückt stärker den relationalen Charakter des Personseins in den Blick und ist insofern gegenüber substantialistischen Wesenszuschreibungen skeptisch. Elementar ist in allen Entfaltungen der *Imago-Dei*-Konzepte die für die biblische Schöpfungserzählung konstitutive sexuelle Differenz (»als Mann und Frau schuf er sie«).

Leider bleiben viele aktualisierende Rückverweise auf die Gottebenbildlichkeit hermeneutisch unterkomplex, da sie den sperrigen Bibeltext und dessen kulturellen Kontext kaum befragen und sich oft sogar mit der Nennung von Bibelstellen als Autoritäten begnügen. Dabei ist die Herstellung einer Gott-Mensch-Relation über die Brücke des Bildes alles andere als selbstverständlich. Die Spannung zwischen dem so genannten Bilderverbot und der Vorstellung, Menschen könnten – in welcher Weise auch immer – Bilder des nicht darstellbaren Gottes sein, ist nicht so leicht aufzuheben. Zwischen den Gefahren der Idolatrie und der Selbstvergöttlichung des Menschen gilt es nach Wegen zu suchen, die intellektuell vertretbar sind. Dabei ergeben sich prinzipielle Fragen einer Bildtheologie, die subtiler sein müsste, als es die naive repräsentationstheoretische Vorstellung von Urbild und Abbild, Sinnfülle und deren Spiegelung in Zeichen, göttlicher Wirklichkeit und deren menschlicher Entsprechung suggerieren mag.

Neben den wenigen alttestamentlichen Textstellen (Gen 1,26 f; 5,1–3; 9,6; Weish 2,23; Ps 8,5–7) ist die neutestamentliche Aufnahme des Motivs zu erwähnen, das christologisch zugespitzt wird: Jesus Christus ist das wahre Bild Gottes (Kol 1,15; Röm 8,29; 1 Kor 15,45–49). Christliches Leben orientiert sich an diesem Erscheinen des verborgenen Gottes. Doch schauen wir zunächst auf die Quelle des Gedankens in der priesterschriftlichen Schöpfungserzählung, deren für unser Thema relevanten Verse (Gen 1,26–28) ich in der Übersetzung von Walter Groß¹¹ wiedergebe: »Und Elohim sagte: Wir wollen Menschen machen *als unser Bild (slm): etwa als unsere Gestalt (dmwt)*, damit sie herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über das Vieh und über alles »wilde Getier« der Erde und über alles Kriechgetier, das auf der Erde kriecht. Und Elohim schuf den Menschen *als sein Bild: als Bild Elohims* schuf er ihn: als Mann und Frau schuf er sie. Und Elohim segnete sie, und Elohim sagte zu ihnen: Seid fruchtbar und werdet zahlreich und füllt die Erde und unterwerft sie und herrscht über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alles Getier, das auf der Erde kriecht!«

Als Bild Elohims ist der Mensch mit der königlichen Funktion beauftragt, stellvertretend (wie eine lebendige Statue seines göttlichen Auftraggebers) über die Tiere zu herrschen. Das ist als Finalität im Text ausgedrückt, nicht aber eine ontologische Qualität des Menschen, die sich aus einer Ähnlichkeitsrelation ergeben könnte. Gemessen an dieser vorsichtigen exegetischen Beurteilung ist es höchst problematisch, alle möglichen theologischen und anthropologischen Wunschbilder in die Formulierungen hineinzuprojizieren und damit der Sprache des Schöpfungsmythos kritiklos verhaftet zu bleiben. Auslegungsbedürftig bleibt nämlich das Bild eines Handwerkers, der mit seinem Material experi-

mentiert und das unvollkommene Wesen Mensch fabriziert. Dieses vorkritische Modell wird spätestens dann zur Falle, wenn es in vermeintlich aufgeklärter Manier kopiert wird, indem sich der Mensch als neuer Schöpfer präsentiert, der im Labor die Fabrikationsverfahren seines eigenen Schöpfers entschlüsselt hat und nun stolz dessen Werk kopiert.

Außerdem ist aus der kontroversen Auslegungsgeschichte der Gottebenbildlichkeit die religionskritische Strategie bekannt, die Formel vom Menschen nach dem Bild Gottes ins Gegenteil zu verkehren. Der Mensch schafft sich sein anthropomorphes Gottesbild – ein seit der Antike geäußelter Zweifel an der Plausibilität von Religionen. Deshalb ist das alte und neue Interesse an der »Schöpfung« als Schlüssel zur Klärung aktueller Orientierungsprobleme zumindest mit Vorsicht zu genießen. Jean-Pierre Wils hat dieses Unbehagen in kritischen Anmerkungen zur »Erschöpfung der Schöpfungssemantik« zugespitzt: »Überall dort, wo sich am Horizont unserer Kultur ethische Konflikte abzeichnen, wird eine Schöpfungssemantik mobilisiert. In aller Regel ist diese Schöpfungssemantik lediglich eine Rhetorik – eine haltlose zumal –, die als Lückenbüßer zum Einsatz kommt: Zum einen wird die Gesinnung der Betroffenen dokumentiert, denn die Berufung auf die Schöpfung kommt einer Selbstlegitimation gleich, die auf Grund der unvordenklichen Ursprünglichkeit der in Anspruch genommenen Instanz kaum zu überprüfen ist. Zum anderen wird ein Problemlösungspotential beschworen, das die Begründungsfrage nicht mehr stellen muss. Die Fundierung moralischer Standpunkte wird in einer Abbeviatur gleichsam *kondensiert* – in der Abkürzung durch die paradoxe Wahl des allerlängsten Weges, durch die vorzeitliche Schöpfung.«¹²

Jürgen Habermas beurteilt den schöpfungstheologischen Anknüpfungspunkt viel optimistischer.¹³ Er hält die Unterscheidung zwischen dem Gemachten und dem Gewachsenen, zwischen Manipulation und Schöpfung für einleuchtend und sieht daher bei entsprechender Übersetzungsarbeit auch gute Chancen für die Integration der Religionen in den Kreis der Gesprächspartner bei öffentlichen bioethischen Diskursen. Gegen Ende seiner Friedenspreisrede sagte er: »Diese Geschöpflichkeit des Ebenbildes drückt eine Intuition aus, die in unserem Zusammenhang auch dem religiös Unmusikalischen etwas sagen kann.«¹⁴

3. Weltbildkonstruktionen

Die Verlegenheiten im Umgang mit der *Imago-Dei*-Theologie sind ein aufschlussreiches Beispiel dafür, wie komplex unsere Konstruktionen von Wirklichkeit verlaufen und welche Rolle dabei Bilder spielen. Denn wir haben ja keinen direkten Zugriff auf eine lückenlos beschreibbare Realität. Deren Wahrnehmung und Rekonstruktion kommt nicht ohne Modelle und Analogien aus, deren Verwendung sehr stark kontextgebunden ist. Wenn wir inzwischen einzuräumen bereit sind, dass die Grenzen unserer Sprache auch die Grenzen unserer Welt sind, dann müssen wir dieses kritische Sprachverständnis auch auf die visuelle Kommunikation übertragen, die nicht einfach mit hundertprozentigen Reproduktionen von Fakten operiert, sondern immer auch mit deren Inszenierung und Interpretation. Unser Weltbezug konkretisiert sich über Symbolsysteme, die durch Begriffe und Bilder unsere Wahrnehmungskompetenz prägen und dazu beitragen, dass Tatsachenfeststellungen immer auch schon theorieabhängig sind. In diesem Sinn können wir zwischen verschiedenen Stilen der Welterzeugung¹⁵ unterscheiden, die sich durch spezifische sprach-

und bildtheoretische Muster auszeichnen. Damit ist zugleich auch impliziert, dass unsere Wege der Welterzeugung eine pluralisierende und relativierende Wirkung haben. Denn es gibt keinen absolut verlässlichen Bezugspunkt, kein Urbild, das als Kopiervorlage für verbindliche Abbildungen dienen könnte.

In der Philosophie und den Wissenschaften des 20. Jahrhunderts hat diese Einsicht einerseits Illusionen zerstört, andererseits aber auch die Kreativität freigesetzt, die an den Grenzen zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, dem Sagbaren und dem Unsagbaren, dem Bild und dem ins Bild Gesetzten, der begrifflichen Präzision und den beweglichen Metaphern entsteht.¹⁶ Viele Forschungsansätze überlappen sich seit Jahrzehnten in interdisziplinären Bemühungen um eine Theorie der Metapher¹⁷, die nicht nur auf die Rolle der rhetorischen Figur zu beschränken ist. Die lexikalisierte Metapher ist schnell abgenutzt und gibt für unser Thema nicht mehr her als die Einsicht in die Polysemie des Wortes ›Embryo‹, die erklärt, warum wir im übertragenen Sinn beispielsweise sagen können: »Dieser Text befindet sich noch in einem embryonalen Stadium.« Viel interessanter als dieser rhetorisch-ornamentale Gebrauch der Metapher (Substitution eines Wortes durch ein anderes, Übertragung auf der Basis einer Ähnlichkeitsrelation) ist die Anwendung metaphorischer Innovation als unkonventionelles Infragestellen unserer Konzepte von Realität. In dieser Hinsicht kann der Embryo im Sinne Ricœurs zur »lebendigen Metapher« werden, die es uns erlaubt, die wahrgenommenen Dinge im Prozess ihrer Verwirklichung zu bezeichnen und die Dinge »als natürliches Aufblühen« zu sehen.¹⁸ Mit diesem Bild des organischen Wachsens sind wir noch nahe bei der konventionellen Semantik des Keimens der Leibesfrucht. Die produktive Kraft des Bildes geht aber weit darüber hinaus und eröffnet auch die Horizonte von Leben (*pars pro toto*), von teleologischer Entwicklung (Potentialität und Kontinuität) und von technologischer Verfügbarkeit (In-vitro-Befruchtung und Embryotransfer).

Man könnte wohl fragen, ob es nicht zutreffender wäre, vom Embryo als Symbol¹⁹, Allegorie, Emblem, Gleichnis usw. zu sprechen. Die interdisziplinäre Metaphertheorie scheint mir den Vorteil zu haben, die lebendige Beweglichkeit poetischen Sprechens als Irritation für den Wissenschaftsbereich fruchtbar zu machen, um zu verstehen, warum das Spiel mit Bildern und Referenzen nicht einfach vor den Augen eines neutralen Beobachters stattfindet. Als Sinnbild einer moralischen oder technologischen Idee wäre der Embryo auf ein jeweils bevorzugtes Deutungsmuster festgeschrieben. Als metaphorischer Ausdruck bewirkt er einen Bedeutungsüberschuss, der Reduktionismen jeder Art erschwert und die Pragmatik der Wechselwirkungen zwischen Bild und Abgebildetem bewusst macht. Ein bekanntes Beispiel: wir haben das Wort ›Gehirn‹ so selbstverständlich oft als Metapher für den Computer verwendet, dass inzwischen der Rechner zur Metapher des Gehirns geworden ist – in Parallele zu ambitionierten neurowissenschaftlichen Forschungsprogrammen. Ebenso steht der Embryo so sehr für die bioethischen Herausforderungen am Lebensbeginn, dass embryonale Stammzellen und Klone mittlerweile das Konzept eines »natürlichen« Entwicklungsprozesses überlagern.

Sobald wir die komplizierten Strategien der Weltbildkonstruktionen berücksichtigen, gewinnen die Bilder von Embryonen einen neuen Stellenwert. Sie sind nämlich sehr viel mehr als medizinisch hilfreiche Techniken, die in Forschung und Therapie eine assistierende und dokumentierende Funktion haben. Sie sind in erster Linie Instrumente einer Selektionspraxis, die je nach Ergebnis beruhigt oder alarmiert. Wie mit dem Endoskop Krebsgeschwüre sichtbar gemacht werden können, so lassen sich die Defekte von Em-

bryonen aufspüren, die damit meistens zur Vernichtung bestimmt sind, da nur selten Erfolg versprechende Therapien zur Verfügung stehen. Die Analogie zu krankem Gewebe des eigenen Körpers ist so einleuchtend, dass kaum jemand auf die Idee käme, die Abbildung des werdenden Lebens als Angriff auf das Persönlichkeitsrecht des Embryos zu verstehen. Doch genau hier fangen die Probleme an. Ab wann ist die Photographie (im Neuhebräischen wird dafür übrigens das biblische *slm* benutzt) mehr als nur ein ethisch neutrales Hilfsmittel? Photos sind, so könnte man einem Vorschlag von Martin Seel²⁰ folgend sagen, wie Eigennamen. Sie bezeichnen nicht substanzontologisch eine eindeutig identifizierbare Wirklichkeit, sondern benennen in ihrer Konfiguration einen Sinnzusammenhang, der über reine Faktizität hinausgeht.

4. Neue Bilder vorgeburtlichen Lebens

In jüngster Zeit hat sich der Umgang mit dem vorgeburtlichen Menschen vor allem dadurch geändert, dass die Koppelung von Reproduktionsmedizin und Gentechnik den Blick auf immer feinere Strukturen gelenkt hat, um schließlich in den molekularen Bereich zu führen, der sich der lebensweltlichen Anschaulichkeit versagt. Das zentrale Bild der Spitzenforschung ist heute nicht mehr die Porträtaufnahme des Fetus, sondern die Nadel, die in eine Zelle eindringt, um sie zu entkernen oder ihr einen neuen Kern einzufügen. Unterhalb dieser mikroskopischen Ebene der Sichtbarkeit gibt es nur noch die abstrakte Codierung des lesbar gewordenen genetischen Programms, das zur eigentlichen Chiffre des Lebens avanciert.²¹ Vom Paradigma der anatomischen Sichtbarkeit hat sich die Medizin zum Paradigma der molekularbiologischen Lesbarkeit entwickelt, allerdings unter Beibehaltung des Wunsches, einen attraktiven Körper zu garantieren und eventuelle genetisch bedingte Defekte rechtzeitig zu reparieren oder zu eliminieren. Insofern hat sich an der Haltung des verdinglichenden und selektierenden Forscherblicks nichts geändert.

Angesichts der Verlagerung der forschungspolitischen Debatte zur (verbrauchenden) Embryonenforschung²² gibt es die nominalistische Strategie, dem frühen menschlichen Leben jede Wesenszuschreibung abzusprechen, um sprachpolitisch die Redeweise vom noch nicht zu schützenden »Zellhaufen« zu legitimieren. In diesem Zusammenhang ist das Sprechen vom »Prä-Embryo« sehr verräterisch. Wer hat hier eigentlich die Definitionsmacht? Welche Interessen sind im Spiel? Jedenfalls sind die sich aus den ersten Zellteilungen der befruchteten Eizelle ergebenden totipotenten Zellen (man beachte auch hier den Sprachgebrauch) das eigentliche Objekt der Begierde geworden. Diese Zellen, die sich spontan nicht mit dem Bild beginnenden Lebens in Verbindung bringen lassen, werden heute zu Ikonen des biotechnologischen Fortschritts, der Leben mit den Metaphern aus Mechanik und Informatik (Reproduzieren und Kopieren) beschreibt.

Vom geheimnisvollen Dunkel der Gebärmutter, die endoskopisch auszuleuchten ist, wurde der Schritt zum Licht des Labors gemacht, in dem im Reagenzglas das Bild vom transparenten Ei²³ herzustellen ist – vom Schlüssellocheffekt mit der Spezialkamera zur elektronenmikroskopisch vergrößerten Transparenz in der Retorte. Gibt es ein Zurück hinter die anonymisierende Technisierung zur Menschengestalt des pränatalen Patienten, wenn es offensichtlich kein Zurück hinter die Techniken der assistierten Fortpflanzung gibt, deren Praxis und deren medizinisch mögliche Folgeprojekte nach gesetzlicher Regelung verlangen?²⁴

5. Von der Würde des Menschenantlitzes und der Ambivalenz des Blicks

Emmanuel Levinas hat in seiner Philosophie den Gedanken stark gemacht, den Respekt vor dem wehrlosen Gesicht des Anderen zum Kernpunkt des Menschenwürdepostulats zu machen. Das Antlitz des Anderen ist die Inkarnation des Appells, ihn nicht zu töten und sich moralisch in die Pflicht nehmen zu lassen. Entsprechend könnte man nun Henri Atlans Vorschlag aufgreifen, unsere Werturteile im Umgang mit dem Embryo auf die unmittelbare Wahrnehmung zu stützen.²⁵ Das würde die Anerkennung des vorgeburtlichen Wesens als Person erleichtern und sich zudem mit der jüdischen Tradition decken, beim Status des Embryos zwischen der Zeit vor und nach dem 41. Tag zu unterscheiden (Atlas bezieht sich auf den Talmud und auf Maimonides). Auch in der katholischen Ethik hat es über die aristotelisch-thomistische Vermittlung diese Auffassung der Sukzessivbeseelung gegeben, die aber mit der heutigen Position nicht mehr zu vereinbaren ist. Handelt es sich bei einer konkretistischen Auslegung des Bildes (*slm*) nicht letztlich um einen fragwürdigen Umgang mit einer Vorstellungswelt, die uns völlig fremd geworden ist, die wir aber als Autoritätsbeweis herbeizitierten, wenn dieser forschungspolitisch willkommen ist? Außerdem verliert dieses Modell der Identifikation mit einer Körpergestalt die viel wichtigere emotionale Beziehung zwischen Embryo/Fetus und Eltern völlig aus dem Blick.

Zusammenfassend können wir feststellen, dass die Ambivalenz der Bilder niemals völlig aufzulösen ist. Neben dem emotional verstärkten Appell an die prinzipielle Schutzwürdigkeit des Lebens sollten wir das schnelle Altern von Menschenbildern in Rechnung stellen, deren Metaphern kontextabhängig bleiben und sich zwischen Verzauberung und Entzauberung bewegen. Letztlich ist es nicht sinnvoll, ethische Argumente komplett durch Bilder zu ersetzen. Die abstrakte Debatte um den moralischen Status von Embryonen²⁶ behält somit ihr volles Recht. Dabei könnte es so etwas geben wie den Schleier des Nichtwissens, um sich vor dem durch Bilder ausgelösten Schwangerschaftskonflikt zu schützen. Doch der Weg ins Paradies der Ahnungslosigkeit ist uns versperrt. Wie eine Mutter nach der Diagnose einer Chromosomenanomalie in der 21. Schwangerschaftswoche mit Herz und Verstand ihren Weg für sich und ihr Kind sucht, findet einen ungewöhnlich starken Ausdruck in Katja Baumgartens autobiographischem Dokumentarfilm *Mein kleines Kind* (Deutschland 2001).²⁷ Sie gibt Einblick in das kurze Leben ihres Sohnes Martin Tim, durch dessen Geschichte über Leben und Sterben, Behinderung und Normalität, selektierenden Blick und vorbehaltlose Annahme mehr zu erfahren ist als durch manche klassische Form der Theorie.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. J.-M. THÉVOZ, *Entre nos mains l'embryon. Recherche bioéthique*, Genf 1990 (Le champ éthique; Bd. 17); R. FRYDMAN, *Dieu, la médecine et l'embryon*, Paris 2003 (Erstausg. 1999).

² Vgl. zu diesem Motivkomplex insgesamt P. SLOTERDIJK, *Sphären*, 3 Bände, Frankfurt 1998–2003, bes. Bd. 1: *Blasen* und Bd. 2: *Globen*. Vgl. auch eines der berühmtesten und rätselhaftesten Bilder der Filmgeschichte: die Schlusssequenz von Stanley Kubricks *2001: Odyssee im Weltraum* (1968) mit der Verwandlung des alternden Astronauten Bowman in einen Fetus in der Fruchtblase (»star child«), die durch den Weltraum schwebt und sich dem Globus des blauen Planeten nähert.

³ Nilssons Arbeit, deren Hauptmotiv Kubrick in seinem Film aufgegriffen hat, wurde für ein größeres Publikum erstmals eindrucksvoll inszeniert als Titelbild des amerikanischen Magazins *Life* vom 30. April 1965. Vgl. zum aktuellen Stand der technischen Mittel die im Bildmaterial er-

weiterte Neuauflage des internationalen Bestsellers aus Schweden: L. NILSSON/L. HAMBERGER, *Ein Kind entsteht*, München 2003.

- 4 Der vorliegende Beitrag versteht sich als Konkretisierungsversuch im Rahmen des Projekts einer hermeneutischen Ethik, die der Kommunikation durch Sprache und Bilder besondere Beachtung schenkt. Für den medizinischen Kontext bedeutet dies ein verstärktes Interesse an den Repräsentationen von Körperlichkeit, die über Forschungsstrategien, Erwartungshorizonte und Wunschbilder der Wirklichkeit Aufschluss geben. Vgl. W. LESCH, *Gentherapie und Körperbilder – Anthropologische und ethische Denkanstöße*, in: C. Rehmann-Sutter/H. Müller (Hrsg.), *Ethik und Gentherapie. Zum praktischen Diskurs um die molekulare Medizin*, Tübingen/Basel 2003 (2., erw. Aufl.) (Ethik in den Wissenschaften; Bd. 7), 251–260.
- 5 Im Kontext des Spannungsfeldes zwischen Leben und Tod und der Visualisierung des lebendigen und des toten Körpers ist auf die »Körperwelten«-Ausstellungen Gunther von Hagens' zu verweisen, bei denen ja u. a. auch eine Ganzkörperplastinat einer schwangeren Frau zu sehen ist. Vgl. Abb. 18 im Bildteil von F. J. WETZ/B. TAG (Hrsg.), *Schöne Neue Körperwelten. Der Streit um die Ausstellung*, Stuttgart 2001.
- 6 Vgl. zur Bedeutung des Aspekts der Sichtbarkeit werdenden Lebens in Schwangerschaftskonflikten die große empirische Studie von L. BOLTANSKI, *La condition fetale. Une sociologie de l'engendrement et de l'avortement*, Paris 2004, bes. 198–204.
- 7 Vgl. die Dokumentation einer zur Eröffnung veranstalteten Tagung: Katholische Akademie Freiburg i. Br. u. a. (Hrsg.), *Leben als Gottes Bild. Die Bedeutung ethischer Ressourcen*, Freiburg 2001.
- 8 Eine der besten Synthesen mit kompetenter Darstellung der Position und weiterführender Literaturdokumentation: M. ZIMMERMANN-ACKLIN, *Euthanasie. Eine theologisch-ethische Untersuchung*, Fribourg/Freiburg 2002 (2., erw. Aufl.) (Studien zur theologischen Ethik; Bd. 79), 174–187.
- 9 S. SCHROER/T. STAUBLI, *Die Körpersymbolik der Bibel*, Darmstadt 1998.
- 10 Vgl. C. DUQUOC, *Mensch/Ebenbild Gottes*, in: P. Eicher (Hrsg.), *Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe*, Bd. 3, München 1985, 83–94; E. SCHOCKENHOFF, *Ethik des Lebens. Ein theologischer Grundriß*, Mainz 1993, 150–166.
- 11 W. GROSS, *Die Gottebenbildlichkeit des Menschen im Kontext der Priesterschrift*, in: *Theologische Quartalschrift* 161 (1981) 4, 244–264, hier: 244.
- 12 J.-P. WILS, *Der Mensch im Konflikt der Interpretationen*, in: A. Holderegger u. a. (Hrsg.), *Theologie und biomedizinische Ethik. Grundlagen und Konkretionen*, Fribourg/Freiburg 2002 (Studien zur theologischen Ethik; Bd. 97), 173–191, hier: 176.
- 13 J. HABERMAS, *Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?* Frankfurt a. M. 2001.
- 14 J. HABERMAS, *Glauben und Wissen. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001*, Frankfurt a. M. 2001, 30.
- 15 N. GOODMAN, *Weisen der Welterzeugung*, Frankfurt 1987.
- 16 Stellvertretend für eine Fülle von philosophischen Programmen seien hier nur Cassirers Philosophie der symbolischen Formen, Merleau-Pontys Phänomenologie des Sichtbaren und des Unsichtbaren und Blumenbergs Metaphorologie erwähnt. Vgl. auch das FEST-Projekt zur »Kompetenz des Bildes« in den Wissenschaften nach dem »iconic turn« (www.fest-heidelberg.de/forschung).
- 17 A. HAVERKAMP (Hrsg.), *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1996 (2., erw. Aufl.); G. GAMM, *Die Macht der Metapher. Im Labyrinth der modernen Welt*, Stuttgart 1992.
- 18 P. RICŒUR, *La métaphore vive*, Paris 1975, 391 f.
- 19 J. A. ROBERTSON, *Symbolic Issues in Embryo Research*, in: *Hastings Center Report* 25 (1995) 1, 37 f.
- 20 M. SEEL, *Fotografien sind wie Namen*, in: ders., *Ethisch-ästhetische Studien*, Frankfurt a. M. 1996, 82–103.
- 21 G. BÉNICHOU, *Le Chiffre de la vie*, Paris 2002.
- 22 Vgl. zu einigen Aspekten der in Deutschland geführten Kontroverse: C. GEYER (Hrsg.), *Biopolitik. Die Positionen*, Frankfurt 2001; R. MERKEL, *Forschungsobjekt Embryo. Verfassungsrechtliche und ethische Grundlagen der Forschung an menschlichen Embryonen*, München 2002; N. HOERSTER, *Ethik des Embryonenschutzes. Ein rechtsphilosophischer Essay*, Stuttgart 2002. In vergleichender Absicht: J.-P. WILS, *Differenzen ethischer Argumentation in Europa. Das Beispiel Embryonenschutz – Ein Blick aus den Niederlanden*, in: J. Jans (Hrsg.), *Für die Freiheit verantwortlich* (FS für Karl-Wil-

helm Merks zum 65. Geburtstag, Fribourg/Freiburg 2004 (Studien zur theologischen Ethik; Bd. 107), 280–295.

²³ J. TESTART, *L'œuf transparent*, Paris 1986.

²⁴ N. SCHIFFINO/F. VARONE (Hrsg.), *Procréation médicalement assistée: régulation publique et enjeux bioéthiques*, Brüssel 2003.

²⁵ H. ATLAN, *Les étincelles de hasard. Tome 2: Athéisme de l'écriture*, Paris 2003.

²⁶ M. DÜWELL, *Der moralische Status von Embryonen und Feten*, in: ders./K. Steigleder (Hrsg.), *Bioethik. Eine Einführung*, Frankfurt a. M. 2003, 221–229.

²⁷ Weitere Informationen sind über die Homepage des Films (www.MeinkleinesKind.de) zugänglich.